









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 88.

Elbing, den 16. April.

1891.

## Der Sturm auf die Mühle.

Eine Erzählung  
aus dem Kriege 1870—71.

Von Emile Zola.

2) Deutsch von Paul Heichen.

Nachdruck verboten.

Ganz Noceuse war in Aufregung, und die Klatschbasen vor den Thüren sprachen ganz unverblümt von der Thorheit des Vaters Merlier, welcher solch einen Taugenichts in sein Haus einführte. Er aber ließ sie reden. Vielleicht hatte er sich dabei an seine eigene Heirath erinnert. Auch er besaß keinen Heller, als er Madeleine mit ihrer Mühle heirathete, und war dennoch glücklich mit ihr gewesen. Uebrigens bereitete Dominique diesen Klatschereien bald ein Ende, indem er sich plötzlich so thätig zeigte, daß alle Welt über ihn erstaunte. Eben jetzt war der Mühlburche zur Fahne getreten, und Dominique wollte durchaus nicht, daß ein anderer in Dienst genommen werde. Er trug die Getreidesäcke, fuhr den Müllermwagen, ärgerte sich mit dem alten Mühlenrad herum, so oft dieses sich, so zu sagen, bitten ließ, wenn es sich einmal umdrehen sollte; und dies alles that er mit solchem Eifer, daß man ihm mit Vergnügen zusah. Vater Merlier, stolz darauf, diesen Burchen gewählt zu haben, zeigte wieder seine verstohlene Heiterkeit. Was für Muth doch die Liebe den jungen Leuten einflößt!

Bei allem diesen Geschäftstreiben empfanden Francoise und Dominique eine glühende Verehrung für einander, und obwohl sie nicht von ihrer Liebe miteinander sprachen, konnte man dieselbe doch aus ihren verlichteten Blicken und dem glücklichen Lächeln lesen. Bis jetzt hatte Vater Merlier noch kein Wort von der Heirath erwähnt, und die beiden, den Entschluß des Greises geduldig erwartend, beobachteten dieses Schweigen mit tiefer Achtung. Endlich, gegen Mitte Juli, hatte er eines Tages drei Tische im Hofe unter der großen Ulme aufstellen lassen, und lud seine Freunde in Noceuse ein, bei ihm zu Abend zu speisen. Als der Hof sich gefüllt hatte und Jedermann sein Glas in der Hand hielt, erhob Vater Merlier das seinige mit den Worten:

„Ich will mir hierdurch die Ehre nehmen,

ihnen anzukündigen, daß Francoise am St. Ludwigsstage jenen Burchen da heirathen wird.“

Stürmisch klangen die Gläser an einander, und allgemeines Gelächter erscholl. Aber Vater Merlier fügte mit lauter Stimme hin zu:

„Dominique, umarme Deine Verlobte! Das gehört sich.“

So küßten und umarmten sich denn die beiden, erröthend bei dem Lachen der Umstehenden. Es war ein wirkliches Jubelfest, und man zechte ein ganzes Fäßchen aus. Als schließlich nur noch die vertrautesten Freunde zugegen waren, entspann sich eine ruhige Unterhaltung. Die Nacht war hereingebrochen, eine sternenhelle Nacht, und Dominique saß neben Francoise schweigend auf einer Bank. Ein alter Bauer sprach von dem Kriege, welchen der Kaiser den Preußen erklärt hatte. Alle jungen Burchen hatten schon das Dorf verlassen, und noch am Abend vorher waren Truppen durchmarschirt. Alles hatte den Anschein, als werde es zu einem harten Treffen kommen.

„Bah!“ sagte Vater Merlier mit dem Egoismus eines glücklichen Menschen; „Dominique ist Ausländer, da braucht er nichts zu fürchten.“

Und wenn die Preußen kämen, so würde er hier sein und sein Weib verteidigen.“

Der Gedanke, daß die Preußen kommen könnten, schien ein guter Witz zu sein. Man tüchtige Tracht Prügel verabreichen, und damit sei die Sache schnell abgethan.

„Ich habe sie schon gesehen,“ wiederholte mit dumpfer Stimme ein altes Bäuerlein.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen, und dann stieß man nochmals an. Francoise und Dominique hatten von alledem nichts gehört; leise drückten sie einander, ohne daß es Jemand sehen konnte, die Hand, und dies erschien ihnen so wohlthuend, daß sie traumumfangen sitzen blieben, ihre Blicke in die Nacht vertiefend.

Welch' eine milde, prächtige Nacht! Die Häuserreihen des Dorfes lagen in sanftem Schlummer entlang der bleich beschienenen Straße, und nur dann und wann hörte man aus der Ferne das Krähen eines zu früh erwachten Hahnes. Aus den benachbarten Büschen hervor wehte ein leises Lüftchen schmeichelnd über die Dächer. Die Wiesen unter ihrem schattigen Laubdach gewannen ein geheimnißvolles majestätisches Ansehen, während alle die Quellen,

alle die im Schatten herborkwallenden Wasser-  
adern der ungeflörte frische Lebensodem der  
schlummernden Landschaft zu sein schienen.  
Zuweilen schien das alte Mühlenrad während  
seines Schlummers zu träumen, wie die alten  
Wachthunde, welche im Schlafe bellten; es  
knarrte und schien ein Selbstgespräch zu halten,  
eingewiegt durch die Kluthen der Moxelle, deren  
Fall wie eine endlose Orgelmusik ertönte. Wohl  
nie hat ein sanfterer Frieden in einer glück-  
licheren Natur geherrscht.

## 2. Kapitel.

Einen Monat später herrschte, wie an jeg-  
lichem Tag, so auch am Vorabend des St.  
Ludwigstages in Rocreuse Entsetzen. Die  
Breußen hatten den Kaiser geschlagen und  
rückten in Eilmärschen nach dem Dorfe vor.  
Schon seit einer Woche wurde ihre Ankunft  
von allen Leuten verkündet, welche das Dorf  
passirten. „Sie sind in Lormiere, sie sind  
schon in Novelles,“ hieß es, und auf diese Be-  
richte hin glaubte man in Rocreuse jeden  
Morgen, sie durch die Wälder von Gagny  
herabkommen zu sehen. Indeß kamen sie noch  
immer nicht, was den Schrecken aber nur  
steigerte. Sicherlich, meinte man, würden sie  
einmal während der Nacht über das Dorf her-  
fallen und alles niedermachen.

Zu der vorübergehenden Nacht, kurz vor  
Tagesanbruch, war plötzlich Lärm geschlagen  
worden und ein Geräusch, als ob zahlreiche  
Menschen auf der Straße umhereilten, hatte  
die Bewohner aus dem Schlafe geschreckt.  
Die Weiber fielen schon auf die Kniee und  
betrogen sich, als man, vorsichtig durch die  
Fenster spähend, die rothen Hosen erkannte.  
Es war eine französische Abtheilung. Der  
Hauptmann hatte sogleich nach dem Maire  
verlangt und war, nachdem er mit dem Vater  
Merlier gesprochen hatte, in der Mühle ge-  
blieben.

Die Sonne ging an diesem Tage in hei-  
terem Glanze auf, und es schien, als ob gegen  
Mittag die Hitze ganz bedeutend sein werde.  
Ueber den Wäldern stimmerte eine reine Luft,  
während aus den Thalgründen und von den  
Wiesen bleiche Nebel emporwallten. Das Dorf  
mit seinen sauberen hübschen Gebäuden er-  
wachte in der frischen Morgenluft, die Land-  
schaft mit dem Flusse und den munteren  
Quellen sah anmuthig aus wie ein thaufeuchter  
Blumenstrauß; aber dennoch vermochte dieser  
schöne Tag keine freudige Stimmung hervor-  
zurufen. Eben hatte man den Hauptmann um  
die Mühle herumgehen und die Nachbargebäude  
betrachten sehen; darauf war er über die  
Moxelle gefahren und hatte vom anderen Ufer  
aus mit einem Feldstecher die Gegend durch-  
forscht, wobei ihn Vater Merlier begleitete und  
ihm Erklärungen zu geben schien. Schließlich  
hatte der Hauptmann hinter den Mauern, den  
Bäumen und in den Erdlöchern Posten auf-  
gestellt, während das Groß der Abtheilung im

Hofe der Mühle lagerte. Also stand ein Ge-  
secht bevor? Als Vater Merlier zurück kam  
und mit Fragen befürt wurde, nickte er  
schweigend mit dem Kopfe, nur um die kurze  
Bemerkung zu machen:

„Ach! Kinder, morgen werde ich Euch wohl  
nicht verheirathen können!“

Dominique, die Lippen fest aufeinander ge-  
bissen und zornig die Stirn runzelnd, richtete  
sich zuweilen empor und heftete seine Blicke auf  
die Wälder von Gagny, als wollte er  
Breußen kommen sehen. Francoise ging mit  
bleichen ersten Zügen ab und zu, um die  
Bedürfnisse der Soldaten zu befriedigen, welche  
in einem Winkel des Hofes ihre Frühstückstische  
bereiteten. Unterdessen schien der Hauptmann  
über irgend etwas ganz besonders erfreut zu  
sein. Er hatte die Zimmer, sowie den nach  
dem Flusse zu gelegenen großen Saal der  
Mühle besichtigt und plauderte, jezt neben dem  
Brunnen sitzend, mit Vater Merlier.

„Sie haben hier eine wahre Festung,“ sagte  
er. „Wir werden uns ganz wohl bis heute  
Abend halten können. . . Die Schufte sind  
noch weit zurück. Sie sollten nur hier sein.“

Der Müller blieb erst. Er sah schon  
Geiste seine Mühle wie eine Brandfeste  
emporlodern; allein er klagte nicht, da er dies  
doch für nutzlos hielt, und sagte nur:

„Sie sollten den Kahn hinter dem Mühlen-  
rad verbergen lassen. Es giebt dort ein aus-  
gezeichnetes Plätzchen für denselben. . . Viel-  
leicht kann er doch von Nutzen sein.“

Sofort gab der Hauptmann Befehl dazu.  
Er war ein schöner Mann von etwa vierzig  
Jahren, groß und von liebenswürdigen Zügen.  
Der Anblick von Francoise und Dominique  
schien ihn besonders zu erfreuen, denn er be-  
schäftigte sich mit ihnen so lebhaft, als hätte er  
des bevorstehenden Kampfes ganz vergessen.  
Seine Blicke folgten Francoise, und seine Miene  
sagte deutlich, daß er das Mädchen reizere-  
fände. Zu Dominique gewandt, bemerkte er:

„Sie sind also nicht bei der Armee, mein  
Bursche?“

„Ich bin Ausländer,“ entgegnete der junge  
Mann.

Der Hauptmann schien darin nichts bes-  
sonders Lobenswerthes zu erblicken und zwin-  
gerte lächelnd mit den Augen, als wollte er  
sagen: „Ja, ja, es ist wohl angenehmer, um  
eine Francoise zu schmarzeln, als Pulver zu  
riechen.“ Aber Dominique sah ihn lächelnd an  
und meinte: „Ich bin zwar Ausländer, aber  
auf fünfhundert Meter schleie ich noch den  
Apfel vom Baume. . . Sehen Sie, dort hinter  
Ihnen lehnt meine Jagdflinte.“

„Sie wird Ihnen noch gute Dienste leisten,“  
versetzte der Hauptmann.

Zitternd war Francoise herangeritten und,  
ohne sich um die Leute zu kümmern, erfaßte  
Dominique ihre Hände, welche sie ihm dar-  
reichte, als ob sie sich damit unter seinen Schutz  
stellen wollte. Der Hauptmann hatte zwar

wieder gelächelt, sagte aber kein Wort mehr. Auf seinen Degen gestützt blieb er sitzen und schaute träumerisch vor sich hin.

Es war bereits zehn Uhr, und die Hitze ward immer lästiger. Dumpfes Schweigen herrschte ringsum; im Hofe unter den schattigen Schuppen hatten die Soldaten zu frühstücken begonnen. Kein Geräusch ließ sich im Dorfe vernehmen, dessen Bewohner sämtlich ihre Häuser verbarrikadirt hatten. Nur ein Hund heulte auf der Straße. Von den unter der Hitze schmachtlenden Büschen und Wiesen her erscholl ein langgezogener ferner Ton; ein Auckuck rief; dann schwieg alles.

Mitten in diesem Schweigen der Erchlaffung krachte plötzlich ein Schuß. Rasch stand der Hauptmann auf, und die Soldaten verließen ihre noch halb gefüllten Teller. In einigen Sekunden stand jeder auf seinem Posten und die Mühle war von unten bis oben besetzt. Unterdessen hatte der Hauptmann sich auf die Straße begeben, ohne aber etwas zu bemerken. Ein zweiter Schuß ließ sich vernehmen; noch immer war nicht das Geringste zu sehen. Allein, als er sich umdrehte, bemerkte er in der Richtung nach Gagny auf dem andern Ufer ein leichtes Rauchwölkchen zwischen zwei Bäumen. Das Gehölz aber blieb nach wie vor regungslos.

„Die Schäfte haben den Wald besetzt,“ murmelte er. „Sie wissen, daß wir hier sind.“

Hierauf begann zwischen den um die Mühle postirten französischen Soldaten und hinter den Bäumen verborgenen Preußen ein lebhaftes Feuer. Die Kugeln zischten über die Morelle, ohne weder auf der einen noch auf der andern Seite Verluste hervorzubringen. Die Schüsse waren unregelmäßig und knallten aus jedem Geschütz hervor, wobei man immer nur die vom Winde sanft davongetragenen Rauchwölkchen bemerkte. So dauerte es beinahe zwei Stunden fort und der Offizier summete mit gleichgültiger Miene ein Lied vor sich hin. Francoise und Dominique, welche im Hofe geblieben waren, stellten sich auf die Zehen und spähten über eine niedrige Mauer. Besonders interessirte sie ein kleiner Soldat, welcher am Ufer der Morelle hinter dem Rumpf eines alten Rahnes postirt war; platt auf dem Boden liegend, suchte er sich ein Ziel, gab seinen Schuß ab, darauf glitt er in einen hinter ihm befindlichen Graben, um sein Gewehr wieder zu laden; seine Bewegungen waren so drollig, aber dabei so schlau und gewandt, daß man bei seinem Anblick unwillkürlich lächeln mußte. Jetzt schien er irgend einen Preußen zu bemerken, denn blüßschnell erhob er sich und legte an; allein noch ehe er gefeuert hatte, stieß er einen Schrei aus, taumelte einige Mal im Kreise herum und rollte schließlich in den Graben, wo seine Beine noch einen Augenblick zuckten wie die Pfoten eines Fuhs, welches man erwürgt. Der kleine Soldat hatte eine Kugel mitten in die Brust erhalten. Das

war der erste Todte. Unwillkürlich hatte Francoise die Hand Dominique's ergriffen und preßte sie krampfhaft in die ihre.

„Verlassen Sie jetzt diese Stelle,“ sagte der Hauptmann. „Die Kugeln kommen bis hierher.“

Wirklich ließ sich jetzt ein leichtes Geräusch in der alten Ulme vernehmen, und ein Zweig fiel zu Boden. Allein die beiden jungen Leute rührten sich nicht; durch dies aufregende Schauspiel waren sie wie festgebannt. Am Waldrande war plötzlich ein Preuße hinter einem Baum herborgetreten, hatte hastig die Arme emporgestreckt und war dann rücklings zu Boden gestürzt. Nichts regte sich weiter, die beiden Todten schienen im Sonnenschein zu schlafen, und man sah noch immer Niemand in der hitzeschmachtenden Landschaft. Sogar das Gewehrknattern hörte auf, und nur die klaren Fluthen der Morelle eilten dahin.

Erstaunt schaute Vater Merlier auf den Hauptmann, als wollte er ihn fragen, ob es denn schon zu Ende sei. „Jetzt kommt erst der Hauptstoß,“ flüsterte dieser. „Hüten Sie sich und bleiben Sie nicht länger hier.“

Noch hatte er nicht ausgeredet, als ein schreckliches Feuer begann. Es war gerade, als würde die große Ulme abgemäht, so zahlreich fielen die Blätter herab. Die Preußen hatten glücklicherweise zu hoch geschossen. Dominique zog Francoise mit sich fort; Vater Merlier folgte ihnen und rief:

„Versteckt euch in dem kleinen Keller, der hat feste Mauern.“ Aber sie hörten ihn nicht und traten in den großen Saal ein, wo etwa ein Duzend Soldaten schweigend warteten, durch die Spalten der geschlossenen Läden spähend. Der Hauptmann war allein im Hofe geblieben und kauerte hinter der kleinen Mauer, während ohne Unterbrechung eine Salve der andern folgte. Obwohl die draußen postirten Soldaten nur Schritt für Schritt das Feld räumten, kamen sie doch einer nach dem andern zurüdgetrohen, sobald der Feind sie aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben hatte. Sie hatten die Weisung erhalten, Zeit zu gewinnen und sich auf keinen Fall zu zeigen, damit die Preußen nicht erfahren könnten, welche Streitkräfte sie vor sich hätten. Es verging noch eine Stunde, und als endlich ein Sergeant mit der Meldung kam, es seien nur noch zwei oder drei Mann draußen, sah der Offizier nach der Uhr und murmelte:

„Einhalb drei Uhr. . . Vorwärts, wir müssen uns noch vier Stunden zu halten suchen.“  
(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

— Zum Scheffel'schen Lied von der häßlichen Einrichtung. Die nachfolgenden Paraphrasen sind zwar unseres Wissens nicht neu, doch vielleicht manchem unserer Leser unbekannt:

## 1) Urtext.

Das ist im Leben häßlich eingerichtet,  
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n.  
Und was das arme Herz auch plant und dichtet,  
Zum Schlusse kommt das Boneinandergeh'n.  
In Deinen Augen hab' ich einst gelesen,  
Es blühte drin von Glück und Lieb' ein Schein;  
Behüet' Dich Gott, es wär' zu schön gewesen!  
Behüet' Dich Gott, es hat nicht sollen sein.

## 2) Berlinisch.

Det is in't Leben eene dolle Nummer,  
Det mang die Rosen lauter Dornen schteh'n.  
Net alles besonders macht's mich velle Kummer,  
Det iz schließlich aus'n Leim muß jeh'n.  
In Deine Djen hatt' mal wat gelesen,  
Du kiestest mir so freundlich an, mein Kind!  
Na meeste, det wär' wirklich nett gewesen,  
Indessen doch, det hat nich sollen sind!

## 3) Schwäbisch.

Dees ischt im Lebe wüschd und gar net sieble,  
Daß bei den Rösle glei die Dörnle schtehe;  
Und, siht das Maible wirkt mal beim Büble,  
Sie müßset denn erscht auseinander gehe.  
In Deine Klügge ha'n i au mal g'lese,  
Zur Kirmes war'ich, wir tranke neue Wei;  
Dees Ding wär' so weit au net übel g'wese,  
Doch gab's zum Abschied arge Kauferei!

## 4) Plattdeutsch.

Dat is in't Lewen snaatich man inricht' worden,  
Dat bi de Rosen so veel Stacheln stahn,  
Un, dröppt man sich in't Süden oder Norden,  
Taufest mit'n wedder utenannergahn.  
Du wirst mit mal veel leiwier, als mein Lewen,  
Jeh dacht', Du haast mi of tau'n Ehrmann nahm'n;  
Min säute Diern, dat hadd en Späß afgewen!  
Min Zuckersnut, det Sack is anners kam'n.

## 5) Sächsisch.

Ne, heern Se mal, des is Sie far nich scheene,  
Deß bei die Rosen so viel Dornen steh'n;  
Ich find's, Pottschrambich tradz zu kemeene,  
Wie's enen armen Luder oft kann geh'n.  
Ich hatt Sie nemlich mal 'ne Braut in Dräsen,  
Da siel 'ch Sie awer ecklich mit'n 'nein!  
Der Späß is nemlich far nich billig l'wesen!  
's hätt' freilich können noch viel dheirer sein.

— **Von einem neuen Schnelldampfer-**  
**typ**, der auf einer amerikanischen Werft das  
Licht der Welt erblickt hat, entwirft der britische  
Konjul in Baltimore, Mr. Segrave, in seinem  
Joeben vom Londoner Foreign Office der  
Oeffentlichkeit übergebenen Bericht eine Be-  
schreibung, welcher wir entnehmen, daß dieser  
neue Dampfer das Werk eines Baltimoreer  
Schiffbauers und bestimmt ist, lediglih dem über-  
seeischen Personen-, Brief- und Packetpostverkehr  
zu dienen. Der Erbauer garantirt, daß sein  
Schiff weder verbrennen noch untergehen könne,  
und daß ihm selbst im Falle des Kenterns in

hohem Grade die Eigenschaft, sich selbst wieder  
aufzurichten, innewohne. Der Kiel wiegt allein  
35 Tons und dient nicht allein als Ballast,  
sondern auch als regulirender Schwerpunkt.  
Die treibende Kraft wird durch eine verbesserte  
Verbundmaschine von nominell 1600 Pferdekraft  
beliebert, hinreichend, um dem Schiff eine  
Durchschnittsgeschwindigkeit von stündlich 25  
(englischen) Meilen, bei sehr geringem Kohlen-  
verbrauche, zu verleihen. Schnelldampfer des  
vorstehend skizzirten Typs sollen zuerst auf der  
zwischen Baltimore und Havana einzurichtenden  
Linie in Thätigkeit treten, später auch zwischen  
Amerika und Europa fahren, wie dem bekanntlich  
die Emanzipirung ihres überseeischen Handels-  
und Eilverkehrs von den europäischen Rhederei-  
betrieben zu den Lieblings-Zukunftsprojekten der  
monroebegeisterten Amerikaner gehört.

— **Eine grausame Nachkritik** übte einst  
der römische Kaiser Domitian an einem Fa-  
milienbater. Dieser hatte während der Feste  
vorfühungen einen Fechter getadelt und wurde  
deshalb auf Befehl des unmenschlichen Kaisers  
von seinem Sitze hinweggeschleppt, um schließ-  
lich „geschmüdt“ mit der Aufschrift „Ein frevel-  
haft redender Schauspielersfreund“ von Hund  
zerissen zu werden. Was würde der römische  
Cäsar heute mit manchem Theaterkritiker thun,  
wenn er auf kurze Zeit die alte Herrschaft wie-  
der erlangen könnte?

— **Auch gesprochen!** Ein Abgeordneter  
des Reichstages kam während der Parlaments-  
ferien nach Hause. Die Bauern, welche natür-  
lich gern einmal eine Rede ihres Auserwählten  
in der Zeitung gelesen hätten, richteten bei ihrer  
Zusammenkunft mit ihrem Abgeordneten an  
diesen die Frage: „Warum liest man nie in der  
Zeitung, daß Sie etwas gesprochen haben?“  
„Leute“, antwortete der Auserwählte, „das ver-  
steht Ihr nicht. Lei't Ihr nicht oft in den  
Reichstagsberichten: „Hört, hört!“ Nun, da  
bin ich auch dabei.“

— **Weit höhere Steuern** haben, der Pa-  
riser Zeitung „Soleil“ zufolge, die **Franzosen**  
zu zahlen, als die Einwohner aller anderen  
Staaten. Vertheilt man die Staatsausgaben  
auf den Kopf der Bevölkerung, so kommen auf  
den Franzosen 92, auf den Deutschen 67, den  
Italiener 60, den Oesterreicher 54 und den  
Belgier 41 Fr. Für die Verzinsung der  
Staatsschuld hat ein Deutscher 7 Fr. 50 zu  
zahlen, ein Russe 10, ein Engländer 16 Fr. 25  
und ein Franzose 33 Fr. 75. Wie die durch-  
schnittlichen Einkommensverhältnisse sich gestalten,  
seht der „Soleil“ leider nicht hinzu.

\* **[In einem Pariser Kunststz-Bureau]**  
erklärt ein Herr: „Ich wünsche nach Moskau  
zu reisen.“ Beamter: „Zu Pferde, zu Fuß  
oder zu Stelzen.“